

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

CHARLES P. SNOW — EIN BRÜCKENBAUER ZWEIER KULTUREN

Mit seiner Rede über «Zwei Kulturen und die naturwissenschaftliche Revolution» hat sich Sir Charles Snow — er wurde 1957 seiner kulturpolitischen Arbeiten wegen gedelt — als einer der fruchtbarsten Denker und Zeitkritiker Englands erwiesen. Diese Rede, die Snow vor einem glänzenden Parkett akademischer Geistigkeit in Cambridge gehalten hat, steht noch immer im Mittelpunkt weitgehendster Erörterungen, deren Auswirkungen bereits heute in vielen Bezirken geisteswissenschaftlicher Tätigkeit zu spüren sind. Dieses Echo, das seine Ausführungen auf beiden Seiten des Atlantik gefunden hat, unterstreicht die verantwortungsvolle und vielleicht sogar beherrschende Stellung, die Snow heute in der anglo-amerikanischen Literatur einnimmt. Er ist heute einer der wenigen Schriftsteller von internationaler Bedeutung, der sowohl mit der Welt der Literatur wie mit denen der Naturwissenschaften, der Großindustrie wie der öffentlichen Verwaltung aufs engste vertraut ist. Snow, der als Physiker in Cambridge begann und der heute die englische Regierung berät, wenn es sich um wissenschaftliche Berufungen auf höchst verantwortliche Posten handelt, begann vor etwa dreißig Jahren Romane zu schreiben, die ihn nicht nur zu einem der meistgelesenen englischen Schriftsteller gemacht, sondern ihn auch zu einer sehr typischen Erscheinung des Atomzeitalters gestempelt haben, der es sehr gut versteht, Macht und Einfluß vor und hinter den Kulissen des englischen Lebens auszuüben.

Die besten Bücher, die von Ausländern über England geschrieben worden sind, haben nur äußerst selten die Frage nach jenen Mechanikern beantworten können, die das Uhrwerk englischen Lebens in Gang halten. Gewiß, es gibt die Krone, die Regierung, das Parlament, den Erzbischof von Canterbury,

«The Times», die City und die Weisen von Oxbridge, mit anderen Worten das, was der Engländer als «establishment» bezeichnet, das er zwar nicht definieren kann, dessen wirkliche Existenz er aber durchaus fühlt. In seinem breitangelegten Romanzyklus «Fremde und Brüder», der weder ein «roman fleuve» noch eine Familienchronik à la Galsworthy ist, legt Snow einen Bezirk frei, in dem nicht nur eine sehr entscheidende englische Lebenshaltung ständig galvanisiert wird, sondern der obendrein einen Konflikt in sich trägt, der zur abendländischen Krise geworden ist. In diesen acht unter elf geplanten Romanen, von denen jeder für sich abgeschlossen und verständlich ist und die von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veröffentlicht werden (als erster der Roman «Zeit der Hoffnung»), spiegelt sich die Evolution des heutigen Englands wider¹. Dieses epische Werk Snows ist ein Schlüssel zum Verständnis des Inselreiches, den viele Leser willkommen heißen werden, die England skeptisch gegenüberstehen, weil es zu oft und zu viele sphinxähnliche Züge trägt.

Weil Snow einen Blick in die Kluft zwischen Naturwissenschaften und Literatur getan hat, fühlt er eine persönliche Verantwortung, eine Versöhnung oder einen Ausgleich zwischen objektiver, sozialer Hoffnungsfreudigkeit, die von den meisten Naturwissenschaftlern als selbstverständlich bejaht wird, und der pessimistischen, oft auch reaktionären Hoffnungslosigkeit, die heute in der abendländischen Literatur vorherrscht, herbeizuführen. Als Erzähler verwendet Snow die Technik seiner großen englischen Vor-

¹ C. P. Snow: Zeit der Hoffnung. Aus dem Englischen von Grete Felter. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Siehe S. 737 von Heft 7, Oktober 1960, der «Schweizer Monatshefte».

gänger der viktorianischen Epoche, um die mentale Evolution und intellektuellen Konflikte der Naturwissenschaftler und Manager unserer Zeit zu beschreiben. In seiner großen Cambridge-Rede hat er sehr bestimmt die gegenwärtig vorherrschenden literarischen Moden und Manieren verworfen, weil «sie Hand in Hand mit einer sozialen und politischen Haltung gegangen sind, die entweder böseartig oder absurd oder beides gleichzeitig gewesen sind. Haben nicht neun unter zehn literarischen Persönlichkeiten, die das Schrifttum unserer Gegenwart beherrscht haben, uns Auschwitz um so entschiedener nähergeführt?».

Diese Feststellung scheint etwas unfair zu sein, wenn man die kompromißlose Haltung eines Thomas Mann, eines Malraux, eines Hemingway, eines Silone kennt. Snow stellt in einem Brief an mich klar, daß «diese Feststellung nicht bedeute, daß ich Thomas Mann nicht für einen großen Schriftsteller halte. Er ist für mich ein sehr bedeutender Schriftsteller, dessen vorherrschende Beschäftigung mit Ironie und Symbolismus ihm nur den Weg zu seinen wirklichen Zielen versperrt hat. Es ist übrigens meine Überzeugung, daß diese stetige Beschäftigung mit dem Symbolismus auch in anderen deutschen, weniger bedeutenden Schriftstellern zu spüren ist. Heinrich Böll gehört zu den besten, von denen ich in jüngster Zeit gelesen habe. Allerdings ist er mir zu deprimierend, wenn auch in dieser Haltung bemerkenswert ehrlich». Snow, der selbst die deutsche Sprache zu lesen versteht, ist ein großer Bewunderer der deutschen Lyrik und räumt unumwunden ein, zu bestimmten Phasen seiner Entwicklung von Goethe, Hölderlin, Heine und Rilke besonders stark angesprochen worden zu sein. «Mit dem deutschen Roman ist es indessen eine andere Sache. Hier vermisste ich die große Tradition, die in seinem Mittelpunkt stehen müßte und in einer solchen starken Position soviel zu der großen Romantradition Englands, Frankreichs und Rußlands beigetragen hat. Die wesentlichen deutschen Beiträge zur Weltliteratur liegen nicht auf dem Gebiet des Romans.»

In seiner Cambridge-Rede und in seinen

letzten Romanen werden zwei Themen angesprochen, die unsere Welt direkt angehen. Das erste Thema betrifft die sich ständig erweiternde Kluft, die sich zwischen Wissenschaft und Literatur im Abendland geöffnet hat. Snow erachtet diese Antinomie als intellektuell und sozial unerwünscht, da sie Katastrophen heraufbeschwören könnte, denen der Westen nicht gewachsen wäre. Die Aufsplitterung einer Kultur in Fragmente, zwischen denen eine Verständigung steigend unmöglich würde, müßte unweigerlich zu Abnutzung und Verfall führen, da sich keine abendländische Nation die geringste Spaltung auf kulturellem Gebiete leisten könnte. Die Zukunft des Abendlandes hänge von seiner Führung in technologischen Entwicklungen ab. Jeder Gegensatz zwischen dem intellektuellen und sozialen Potential und naturwissenschaftlicher Forschung und Aktion würde gerade in jenem Augenblick äußerster Schwäche bedeuten, wenn es gälte, das absolut Beste aus dem vorhandenen Talent herauszuschlagen.

Snows zweite These beruht auf der Erkenntnis, daß dieser Zwiespalt zwischen den beiden abendländischen Kulturen nur die größere Bresche verdecke, die sich zwischen den Ländern aufgetan habe, die um die technologische Führung in der Welt ringen. Um eine friedliche Existenz zu garantieren, müsse es die erste Pflicht aller Nationen werden, eine Brücke über diesen kulturellen Abgrund zu schlagen. Dies kann aber nur durch Hilfeleistung an die weniger fortgeschrittenen Länder geschehen, um ihnen ihre Industrialisierung so schnell als möglich zu ermöglichen. Dazu müßten aber die Hilfsnationen Vertrauen zu ihrer eigenen Kultur besitzen, das heißt sich auf die Resultate ihrer eigenen Industrialisierung verlassen können.

Snow sieht die Gründe zu dieser kulturellen Spaltung in der Unfähigkeit der Nicht-Naturwissenschaftler, die exakten Wissenschaften von heute zu begreifen, das heißt sich den Lebensbedingungen einer industrialisierten Gesellschaft anzupassen. Weil sich Snow vollkommen in dieser Sache «engagé» fühlt, tritt er selbst in seinen Romanen auf. «Mag auch die Lebensbedingung eines Individuums noch so tragisch sein, die soziale

braucht es deswegen noch lange nicht werden.» Snow ist sich seiner praktischen und moralischer Sorgen über diesen Konflikt durchaus bewußt und bleibt trotzdem ein überzeugter Optimist. Er glaubt an den Menschen von gutem Willen, der jeden Gegensatz überbrücken könne, wenn er den Willen hierzu besitze. Für Snow ist keine gesellschaftliche Situation hoffnungslos, da sie

stets frischen Einwirkungen menschlicher Tätigkeit ausgesetzt ist. Solange eine Gegenwart besteht, wird es immer eine Zukunft geben. Im pessimistischen Zwielficht abendländischer Literatur könnte Snow einmal entscheidende Bedeutung gewinnen, da der Welt ein hemmungsloser Optimist fehlt, der in weiten Kreisen gelesen wird.

Alex Natan

RÜCKKEHR IN DIE ZUKUNFT

Zu einer Schrift von Aldous Huxley

Als im Jahre 1932 der Zukunftsroman Aldous Huxleys, *Brave New World* erschien, rechnete im Ernst wohl niemand damit, daß sich solche Traumgespinste je auf irgendeine Weise verwirklichen könnten¹. Zukunftsromanen eignen immer ein Stich ins Kolportagehafte. Oft kommen sie aus der Schmiede der Sensationsmacher, und sie stillen den Durst nach gefahrlos erlebtem Abenteuer dort, wo der Stoff der Vergangenheit abgenutzt und fadenscheinig geworden ist. Letztes Jahr nun ist Huxley wieder auf seinen utopischen Roman zurückgekommen mit einer neuen Standortfeststellung, der Zwischenbilanz zu einer Spekulation, die uns mit Erstaunen und Besorgnis erfüllt². *Brave New World* hatte den tragischen Zusammenstoß geschildert, das Zerschellen eines der letzten natürlich geborenen, in der Geisteswelt Shakespeares aufgewachsenen Menschen an einer in vier Leistungsklassen produzierten, überorganisierten, leidenschafts- und sehnsuchtslosen Gesellschaft, wo Freiheit und Widersinn durch mechanisierte Glückseligkeit ersetzt worden sind. Der Verfasser hatte die Verwirklichung dieser neuen Welt im 6. oder 7. Jahrhundert nach Ford angesetzt, also nach dem Jahre 2500. Aber schon siebenundzwanzig Jahre nach der Niederschrift seiner Utopie sieht er die Lage in einem wesentlich trüberen Licht. Die bisherigen Geschehnisse haben den Wirklichkeitswert dieses Traumgespinstes plötzlich erhöht; es ist ein Fangnetz daraus geworden.

Es hält schwer, diese, wenn auch gründlichst durchdachte, so doch immerhin willkürliche Vereinfachung eines Weltbildes noch knapper zusammenzufassen; der Versuch sei als bloßer Hinweis gewagt, selbst auf die Gefahr hin, daß aus den verschiedenen Grautönen dieses Bildes ein Schwarzweißdruck werde. Aldous Huxley warnt selbst vor den Gefahren allzustarker logischer Abstrahierung, eine Warnung, die sich angesichts der Unvorhersehbarkeit und dem Reichtum des Lebens glücklicherweise immer wieder als notwendig erweist. Im ganzen aber hält der Verfasser sein Bild einer unbewußt und scheinbar zwanglos gelenkten Welt in Zukunft für wahrscheinlicher als dasjenige einer Gesellschaft, die nur durch Haß, Furcht und brutale Macht zusammengehalten wird, wie sie etwa George Orwell in seinem eindrücklichen Roman *1984* sieht³.

Diese vorläufige Summe wird nun in einer Reihe verschiedener Posten ermittelt; jedes Kapitel erläutert einen verschiedenen Blickpunkt und Ausschnitt des Ganzen. Die Übervölkerung der Erde, dank ständig wachsender Geburtenziffern und rasch sinkender Todeskurve — die Folge der Verbreitung moderner Heilmittel und der Verbesserung der Hygiene — erscheint Huxley als eine der drohendsten Gefahren für eine freiheitliche Zukunft. Daß die Nahrungsmittelproduktion mit dem Bevölkerungszuwachs nicht Schritt hält, ist nachgerade kein Geheimnis mehr. Durch diese Übervölkerung

wird Armut und berechnete Unzufriedenheit zum allgemeinen Los, und damit ist auch der Boden für Massenbewegungen und Diktaturen bereitet. Mit der Übervölkerung und ihren Folgen hängt auch der drohende Niedergang menschlicher Qualität im biologischen und moralischen Sinne zusammen. Die an und für sich lobenswerten Fortschritte medizinischer Wissenschaft haben das Gleichgewicht der natürlichen Selektion gestört, ohne zu einer neuen Stabilisierung zu gelangen. Ein drittes Kapitel beschäftigt sich mit der Überorganisation, die notwendigerweise zentralistische Tendenzen bestärkt und einerseits bedingt ist durch die anwachsende Bevölkerung, andererseits durch den technischen Fortschritt und die dadurch bedingte Massierung der Produktionsmittel. Hand in Hand mit dieser Technisierung, deren Hauptziel in steigendem Maße «efficiency» ist, geht eine Schwächung der seelischen Widerstandskraft und Ausgewogenheit. Arbeit und Vergnügen werden zum Betäubungsmittel, das eine innere Leere zudecken soll, wachsende seelische Uniformität führt zur Ausschaltung individueller Unterschiede. Der Mensch, ein von Natur nur beschränkt geselliges Wesen, nähert sich dadurch mehr und mehr einem Termitendasein, dessen Verwirklichung immer möglicher, ja, einzelnen sogar als wünschbar erscheint. Das Individuum, aber auch die Familie, wird der totalen Gesellschaft geopfert. Daß diese notwendigerweise gelenkt werden muß, damit ihre Zahnräder reibungslos spielen, bedarf keiner weiteren Begründung. Diese Lenkung erfolgt nach wissenschaftlichen, also objektiv fehlerlosen Methoden. Die immer wiederkehrende Frage «quis custodiet custodes» erübrigt sich damit als ein Problem, das sich gar nicht mehr stellt. Die Richtigkeit solcher Behauptungen steht und fällt allerdings mit der Annahme, die Wissenschaft sei Bürge für Einsicht und Tugend, was mit gutem Recht angezweifelt werden darf.

Auf diesen Abschnitt folgt eine eingehende Analyse der verschiedenen Propaganda- und Überzeugungsmethoden, die unsere Zeit entwickelt hat. In einer demokratisch organisierten Gesellschaft sind die modernen Mittel zur Nachrichtenverbreitung —

Presse, Radio, Film und Fernsehen — zu eigentlichen Machtinstrumenten ausgewachsen, die dank ihrer moralischen Wertindifferenz zu Wohl und Übel unserer Gesellschaft eingesetzt werden können. Auch in diesen Gebieten ist eine Zusammenballung der Macht erfolgt, auch hier führt der blinde Vergnügungstrieb und die vielfach unterstützte Denkfaulheit zu einer Gefährdung vernünftiger und an die Vernunft appellierender Propaganda. Unter einer Diktatur verschärfen sich diese Konturen. Die technisch immer vollkommeneren Übertragungsmittel, die intuitiv und wissenschaftlich ermittelten Erkenntnisse der Massenpsychologie sind Waffen zur Bekämpfung selbständigen und abstrakten Denkens, Zauberstäbe zum Erwecken elementarster Triebe. Huxley erläutert den Herdentrieb, das «herd-poisoning», mit einer Analyse von Hitlers Programm und Methoden, die ihn zum erfolgreichsten Demagogen der bisherigen Geschichte gemacht haben. Übertriebene Vereinfachung, Schwarzweißmalerei, unerbittliche Rechthaberei, Abtöten des Individuums durch psychische und physische Vermassung — es wird ein aufschlußreicher Hinweis auf die Effekte geordneten und rhythmischen Marschierens gegeben —, Aufwecken heimster Triebe und Ängste sind die hauptsächlichsten Züge dieser Technik. Die Kunst des Verkaufens bedient sich ähnlicher, wenn auch scheinbar harmloserer Mittel. Vermehrte psychologische Motivanalyse, die Ausnützung anziehender Wunschbilder, bestrickender Schlagwörter und Melodien machen in Wirtschaft und Politik den Konsumenten und Wähler zum genasführten König und Herrn. Dasselbe geschieht, unter anderen Vorzeichen, zur Überzeugung politischer Gefangener und von Jüngern der eigenen Ideologie. Sowohl die wissenschaftlichen Versuche Pavlows wie auch empirische Beobachtungen führen zur Erkenntnis, daß physische und psychische Ermüdung, die das stärkste Lebewesen schließlich zum Zusammenbruch bringen, welcher gerade wohl die günstige Ausgangslage erfolgreicher Neuerziehung ist. Auf diese Weise werden neue Menschen geschaffen, eine Methode, für die das kommunistische China schon schla-

gende und beängstigende Beispiele geliefert hat. Neben diesen rein psychologischen Überzeugungsmethoden ist auch die Entwicklung psycho-pharmakologischer Mittel im Fortschritt begriffen. Diese gliedert Huxley in drei Hauptgruppen: Die Beruhigungsmittel, die Stimulantes und die Traumgifte. Die Wissenschaft sucht seit Jahrzehnten nach Chemikalien, mit welchen diese drei Wirkungen bei kleinstmöglicher Schädigung des Körpers erkaufte werden können. Zum Teil ist sie ihrem Ziel schon nahe. Der Verfasser holt im Kapitel über die Unbewußtseins-Überzeugung die Behandlung eines Aspektes nach, den er in *Brave New World* außer acht gelassen hatte: die sogenannten Subliminal-Projektionen, Bilder und Töne, die wohl von den Sinnen, nicht aber vom Bewußtsein registriert werden. Verbunden damit kann man auch Assoziationen wecken, die den Gegenstand der Propaganda mit entsprechenden verwandten oder einfach mit besonders einprägsamen Vorstellungen verbinden. Dies gelingt um so leichter, je stärker die geweckten Gefühle sind, je verbotener, unerreichbarer und anziehender für den sensationshungrigen Alltagsmenschen. Ein besonderes Werkzeug dieser Unbewußtseins-Überzeugung stellt die Schlafüberredung dar, die in *Brave New World* eines der Haupterziehungsmittel ausgemacht hatte und das auch im zweiten Weltkrieg in ausgiebigen Versuchen geprüft worden ist. Im leichten Schlaf reagiert der Mensch oft wie unter Hypnose und ist erhöht beeinflussbar. Natürlich ist der Grad der Beeinflussbarkeit individuell sehr verschieden, wie beispielsweise lehrreiche Versuche mit Kranken gezeigt haben, denen statt eigentlicher Schmerzmittel biologisch wirkungslose Mittel verabreicht worden waren. Es erwies sich dabei, daß besonders ängstliche und anlehnsbedürftige Patienten sich von den Trugheilmitteln völlig überzeugen ließen und keine Schmerzen mehr verspürten, während andere überhaupt keine Wirkung zeigten.

Diese Übersicht über einige Hauptprobleme, deren Systematik allerdings nicht immer zu überzeugen vermag, da die verschiedenen Aspekte eben mehrfach verknüpft sind

und ihr Zusammenhang durch eine lineare Projektion unvermeidlicherweise etwas verzerrt wird, ist angetan, uns den Glauben in die Zukunft zu unterhöhlen, und wir sind gespannt, welche Antwort Aldous Huxley auf die gestellten Fragen wohl geben kann. Wie jeder echte Philosoph verschreibt er uns kein Patentrezept, gibt uns keine billige Warenhauslösung in die Hand. Seine Antworten muten eher an wie Fragen, Aufmunterungen zur Suche nach dem Weg in einer bestimmten Richtung, nach einem festen Ziel.

Die Erziehung zur Freiheit ist erste und schwierigste Aufgabe. Sie bedarf möglichst objektiver Feststellung von Tatsachen einerseits, der Erarbeitung fester und brauchbarer Wertmaßstäbe andererseits. Weiterhin erscheint die Betonung der individuellen Verschiedenheiten neben den verbindenden Ähnlichkeiten als dringendes Gebot: Determinismus führt zur Verneinung der Freiheit, die, mit Bergson, Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst ist und deshalb mit deterministisch gelenkten Massenbewegungen nicht vereinbar werden kann. Toleranz ist ein notwendiges Gegenstück individueller Verschiedenheit. Auch müssen in einer sinnvollen Erziehung die Gefährdungen der Freiheit erkannt und entlarvt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch Unordnung in die eigenen Reihen gebracht wird. Übertriebene Freiheitlichkeit ist ein gefährlicher Feind der Freiheit; ihre Wirkungen sind anarchisch und zersplitternd.

Das Buch endet mit der Frage: Was bleibt zu tun? Es wird ein wirksamer Schutz der Unantastbarkeit des menschlichen Geistes vorgeschlagen, eine Entsprechung zu den Habeas-corpus-Akten, was beispielsweise zu einer gesetzlichen Beschränkung der Gelder für politische Propaganda führen müßte. Der Überbevölkerung soll durch eine Geburtenbeschränkung gesteuert werden, zweifelsohne eine empfindliche Freiheitseinbuße, die aber wohl noch das geringere Übel unter allen Möglichkeiten wäre. Der zentralisierenden Überorganisation soll man mit Dezentralisierungsmaßnahmen begegnen. Schließlich aber stellt Huxley die bange Frage: Ist die heutige Generation überhaupt gewillt, für eine freiheitliche Ord-

nung einzustehen, die Mühen und Opfer dafür auf sich zu nehmen? Zieht sie nicht Nahrung und Vergnügen der Freiheit vor? Es ist an uns, die Antwort durch Taten zu geben.

Welches ist der Wert dieses Buches? Offenbar bringt es keine neuen Einzelheiten, die uns nicht schon im allgemeinen bekannt wären. Was geht uns ein solches logisches Gedankengebäude an — eine «vue de l'esprit»? Aber die Wirklichkeit hat noch immer die kühnsten Träume bestätigt und oft auch weit hinter sich gelassen. Dieses Buch bietet uns eine allgemein verständliche, bestechend dargestellte Übersicht unserer Lage; es ist ein Meilenstein der Besinnung, die vielleicht auch in unserem so wohlhabenden, arbeitsamen und träumerisch friedlichen Lande nottut, wo man zur Beantwortung unbequemer Fragen so rasch ein Gottfried-Keller-Zitat zur Hand hat. Der snobistische Leser

kann die kleine Schrift wohl mit einer müden Handbewegung als Sensationsmake, als zungengewandte Taschenbuchphilosophie abtun, der gemeine Mann auf der Straße als spielerische Konstruktion eines unbeschäftigten Geistes. Die aufgeworfenen Fragen bleiben aber gleichwohl gestellt. *Nostra res agitur.*

Clo Duri Bezzola

¹Brave New World, Chatto & Windus, London 1932; Chatto & Windus, London 1950; deutsche Übersetzung: Schöne neue Welt, Fischer, 51.—62. Tausend, 1959. ²Brave New World Revisited, Chatto & Windus, London 1959. ³Nineteen Eighty-Four, Secker & Warburg, London 1949; deutsche Übersetzung: 1984, Diana Verlag, Zürich 1950; besprochen in Januarnummer 1951, S. 671.

DURCHBROCHENE ZEITMAUER UND ANZEICHEN EINES NEUEN OPTIMISMUS

Es hält schwer, vier Repräsentanten der deutschen Gegenwart, wie Jünger, Böll, Urzidil und Schnurre im Zusammenhang zu betrachten oder, anders ausgedrückt, das Zeitgenössische ihrer letzten Werke zu bezeichnen. Vielleicht dürfen wir als Gemeinsamkeit einen (mit aller Zurückhaltung ausgedrückten) Optimismus annehmen. Als eine Reaktion auf die Schwarzseherei der letzten Jahrzehnte? Wahrscheinlich, denn die vorliegenden vier Bücher sind nicht die einzigen Anzeichen einer Wandlung.

Ernst Jünger treibt mit der großangelegten Gegenwartsanalyse *An der Zeitmauer* seinen Versuch, die Stellung des Menschen im Kosmos zu ergründen, einen Schritt über die Untersuchung *Der Arbeiter* hinaus¹. Dort war von der Werkstättenlandschaft des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts die Rede gewesen, hier geht es vor allem um die metaphysische Bewältigung jener Probleme, die das Zeitalter der Angst aufgibt. Als Erbe

Nietzsches, aber auch als Erbe der sprachkundigen Heeresführer, die sich durch das Wort Rechenschaft über Angriff und Verteidigung gaben, als Erbe all jener Denker, denen der Krieg als Vater aller Dinge galt, auch des Friedens, will er aus gewissen Merkmalen der Gegenwart den Sinn, der ihnen zugrunde liegt, erkennen. Man kann sich um das, was in der Zeit liegt, nicht drücken; der Weg führt durch das vom Schicksal Bestimmte hindurch: über die Linie, über die Zeitmauer und durch sie hindurch. Es ist klar, daß bei solchen Aussagen kühne Schlußfolgerungen die schlichten und konkreten Beobachtungen überwiegen; Details werden nur herangezogen, um das Übermaß an apodiktischen Urteilen erträglich zu machen, niemals um der Details willen, sondern als Sprossen für eine Gedankenleiter, die vom Urgrund der Dinge bis über die Sterne reicht. Ein Naturwissenschaftler, der mit der Theologie liebäugelt, versucht,

den Weltplan zu entziffern. Ein Augur des technischen Zeitalters, erstaunt zum Beispiel über die große Bedeutung, die in der Moderne die Astrologie gewonnen hat, versucht auch heute, die Zeichen des Himmels zu deuten. Jüngers Stil fasziniert immer noch durch gewisse Urteile, die mantische Züge besitzen; die Beurteilung der Einzelheiten gerät durch sie in ein interessantes Licht. Seine Prognosen wirken ermutigend — «auf alle Fälle führt die Hoffnung weiter als die Furcht», heißt einer der letzten Sätze — und kann das Buch als Ermutigung dazu dienen, weder Vogel-Strauß-Politik zu treiben noch den Kopf hängen zu lassen.

Die meisten Romane der Gegenwartsliteratur führen über die Zeitmauer, wie sie Jünger versteht, hinaus. So auch *Heinrich Böll* mit der kunstvoll komponierten Dichtung *Billard um halb zehn*². Eines der ersten Kapitel ist im August 1959 den Lesern der Monatshefte durch einen Vorabdruck zugänglich gemacht worden.

Der Statiker Dr. Fähmel, der sich mit allen Mitteln gegen den nationalsozialistischen Terror gewehrt hatte, zieht sich täglich um halb zehn in ein Hotelzimmer zurück, um das Spiel der Kugeln zu verfolgen und, nebenbei, sich in der Gesellschaft eines meist stummen Hotelangestellten über die Vergangenheit auszusprechen. Denn diese Vergangenheit darf nicht vergessen werden, will man richtig leben, sogar in den Wunderjahren nicht. Er, der tüchtige Chef eines Büros für statische Berechnungen im Rheingebiet, ein überkorrekter Intellektueller, spielt Billard zur «Erbauung». Oder darum, weil Zeit und Bewegung in diesem Spiel noch in ihrer unschuldigsten Form in Erscheinung treten. Erbauung im konventionell-verlogenen Sinn würde nämlich heißen, mit der Zeit Unfug zu treiben, zum Beispiel das, was dem Untergang geweiht war, restaurieren wollen. Die Mitbürger Dr. Fähmels möchten eine Abtei, die der Krieg zerstört hat, wieder aufrichten lassen — so, als ob man das, was man verschuldet hatte, mit solchen Restaurationsarbeiten wieder ungeschehen machen könnte. Doch man darf sich um das Geschehene nicht drücken. Dr. Fähmel hatte aus einem moralischen Sauberkeitsbedürfnis heraus im

Krieg die Abtei zerstören helfen; er hatte sich nicht damit abfinden können, daß Menschenleben zerstört werden dürften und gleichzeitig der Anschein eines kultivierten Humanismus erweckt werden sollte. In der Epoche der Gründer, aus der der alte Fähmel stammte, hatte ein äußerlicher Konservatismus eine gewisse Berechtigung gehabt; jetzt gilt es, denkt der junge Fähmel und offenbar mit ihm der Autor, vor voreiligen Versöhnungen zu warnen. Weil Heinrich Böll in seinem Roman derart warnt, von echter Sorge um Deutschlands Zukunft erfüllt, weil seine Warnung aber nicht als Predigt vorgetragen wird, sondern als heiliges Feuer der Poesie erscheint, wird auch dieses Buch des Rheinländers die Sympathien der Leser finden wie die früheren. Er ist immer noch, obzwar katholisch, der Hemingway Deutschlands.

Seltsamerweise wirkt der mit dem Veillon-Preis ausgezeichnete, in Prag geborene *Johannes Urzidil*, der seit vielen Jahren in den Vereinigten Staaten lebt, in gewisser Hinsicht deutscher als Böll. Der Roman *Das große Halleluja* könnte uns allenfalls an Thornton Wilder denken lassen, zum Beispiel, schon des Titels wegen, an dessen Roman «Dem Himmel bin ich auserkoren»³. Aber Wilder ist ja ein sehr europäisch wirkender Amerikaner. Sei dem wie ihm wolle — Urzidil ist jedenfalls der erste der vier erwähnten Autoren, der nicht aus der Aktualität heraus schreibt, sondern über sie berichtet. Sein Roman ist nach seinen eigenen Worten ein das Universelle streifender Bericht. Andererseits hat Urzidil früher einmal gesagt, das Erregendste sei für ihn die Gleichzeitigkeit. Das Universelle und Gleichzeitigkeit als Darstellungsmittel hängen bei ihm zusammen.

Darum die vielen Momentaufnahmen. Darum die zerstückelte Form des Romans, der eigentlich fast eher als eine Anreihung von Kurzgeschichten zu bezeichnen ist. Aus dem Gewirr interessanter New-Yorker Gestalten, die im Roman außerordentlich wahr wirken, ragen dabei die Gestalten der jungen Amerikanerin Ellen, des Schriftstellerehepaars Weseritz, des Bandenchefs Morelse heraus. Sie alle preisen, trotz Krankheit und

Tod, die Großartigkeit der Schöpfung; selbst ein Verbrecher in einem Spital Manhattans kann von gläubigem Halleluja erfüllt sein. — Die Zeit geht ihren Weg, das Schicksal geht seinen Weg, und der Dichter beobachtet mit schöner Souveränität das, was sich daraus ergibt. Sein Auge blickt genau und klug, hie und da zu angestrengt auf die Welt. Für die Mühe, die die Lektüre des Buches heischt, werden sich die meisten ernsthaften Leser belohnt fühlen.

Bei *Wolfdietrich Schnurre's* parabolisch-exaltiertem Werk *Das Los unserer Stadt* werden eher gutgelaunte Feinschmecker auf ihre Kosten kommen⁴. Hier ist die Zeitmauer noch eindeutiger durchbrochen; mittelalterliche Gestalten drängen sich in eine Stadt mit Untergrundbahnen; Gazellen springen über Asphaltstraßen, «Krüppelkieferbrigaden» marschieren über Trümmerfelder; Chrysanthema, mit der der Erzähler neben zwei andern Frauen zusammenlebt, zählt 1000 Jahre. Die Allegorie dieses Romans ist weit phantastischer als diejenige der «Marmorklippen» oder der «Gläsernen Bienen» Ernst Jüngers, der «Verbotenen Stadt» Curt Hohoffs, gewisser Großstadtbilder Robert Walsers, an

die man ebenfalls hie und da ganz leise erinnert wird. Oft treibt es Schnurre mit seinen Verwirrungskünsten meines Erachtens zu bunt. Aber trotz allem wird auch den, der diesem «Tümpelgewimmel» verständnislos gegenübersteht, tief beeindruckt, wie gut der Dichter die große Gebärde des Wissens mit kindlicher Heiterkeit zu verbinden versteht; nicht umsonst ist Schnurre mit dem Immermann-Preis ausgezeichnet worden. Er ist ein Dichter: mehr als ein Jongleur, der das Jonglieren den andern abgeguckt hat. Die Möglichkeit, daß grundsätzlich jedes Ding bei ihm ermächtigt sei, «ins Spiel zu treten», wie Karl August Horst einmal sagte, entspringt bei ihm der Unbändigkeit eines modernen Freiheitswillens.

Hans Bänziger

¹Ernst Jünger: *An der Zeitmauer*, Verlag Klett, Stuttgart 1959. ²Heinrich Böll: *Billard um halb zehn*, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln/Berlin 1959. ³Johannes Urzidil: *Das große Halleluja*, Verlag Fretz & Wasmuth (Lizenzausgabe), Zürich 1959. ⁴Wolfdietrich Schnurre: *Das Los unserer Stadt*, Verlag Walter, Olten/Freiburg i. Br. 1959.

GESAMTAUSGABEN

(*Gedanken zum neuen Bande der Gottbelf-Ausgabe*)

Unsere heutige Zeit stellt an die Vollständigkeit einer Gesamtausgabe ungleich größere Ansprüche als unsere Vorväter. Als der Verlag Breitkopf & Härtel vor rund 100 Jahren seine Gesamtausgaben musikalischer Klassiker begann, da begnügte man sich mit dem Sammeln der vollendeten Werke und ließ Frühfassungen und Skizzen unberücksichtigt. Die neue Brucknerausgabe als Prototyp einer Gesamtausgabe der Gegenwart dagegen bringt nicht nur sämtliche erreichbaren Werke Bruckners in ihrer Fassung letzter Hand, sondern auch alle Frühfassungen, Skizzen und Entwürfe, soweit sie noch greifbar sind. Im gleichen Geiste wurde vor rund vier Dezennien von Rudolf Hunziker und

Hans Bloesch die monumentale Gottbelfausgabe begonnen: auch hier ward möglichste Lückenlosigkeit erstrebt; alle früheren Lesarten, Fragmente und Entwürfe sollten so vollständig als möglich mit aufgenommen werden.

Warum dieses Ideal einer größtmöglichen Vollständigkeit? Gute Freunde machen mir oft den Vorwurf eines «Vollständigkeitsfimmels», und ich leugne gar nicht, daß es meiner persönlichen Natur gemäßer ist, einige wenige große Meister mir ganz als eine Vielzahl von Autoren in Auswahl zu erarbeiten. Das ist Sache einer persönlichen Neigung und darüber läßt sich nicht diskutieren. Gesamtausgaben haben jedoch über alle persön-

lichen Neigungen hinaus ihre objektive Aufgabe: sie erschließen uns das Lebenswerk eines Dichters oder Komponisten vollumfänglich, unbeeinträchtigt und unbeschnitten durch eine stets subjektiv bewertende Herausgeberhand. Jede Auswahl, auch die liebevollste, ist subjektiv und verwirft oft in guten Treuen als wertlos, was spätere Generationen von einer anderen Warte aus als wesentlich betrachten. Es gilt auch hier das schöne Wort von Rudolf Steiner, welcher einen subjektiven Standpunkt in geistigen Dingen mit einer Bergansicht verglich, die sich mit dem Wechseln des Standpunktes vollkommen ändern kann. Objektivität gewinnen wir nur durch eine Summe aller Standpunkte. Darum darf und soll der Herausgeber einer Gesamtausgabe nicht Zensur üben, nicht bewerten und auswählen. Gerade vom Autor verworfene Frühfassungen, Entwürfe und Fragmente vermögen oft einen fesselnden Einblick zu geben in die Werkstatt künstlerischen Werdens. Selbst das noch unreife und unfertige Jugendwerk hat seinen Reiz und ist uns als Meilenstein auf dem Wege zur Meisterschaft teuer.

Von dieser Warte aus betrachtet, verstößt der 1959 erschienene 11. Ergänzungsband der Gotthelf-Gesamtausgabe schmerzlich gegen Sinn und Zweck einer Gesamtausgabe, mithin auch gegen den Geist Rudolf Hunzikers, der meinen «Vollständigkeitsfimmel» vorbehaltlos teilte und sich mit mir am Plane einer lückenlosen Gotthelfausgabe recht eigentlich begeisterte. Auf Seiten 360 und 379 erwähnt der Herausgeber, Prof. Guggisberg, ungedruckte Arbeiten Gotthelfs, lakonisch beifügend: «Ihr Abdruck lohnt sich nicht.» Wirklich?! Wie sagt doch Guggisberg auf Seite 7 desselben Bandes? «Auch das Geringste wird wertvoll, wenn es das Bild des literarischen Schaffens und der Persönlichkeit des Dichters zu ergänzen und zu bereichern vermag.» Diesem schönen und richtigen Grundsatz gemäß brachte beispielsweise Band 1 der politischen Schriften kleine und kleinste Artikelchen, die an sich bestimmt weit unbedeutender und farbloser

sind als das hier Unterdrückte, die wir aber dennoch nicht missen möchten, denn auch sie sind Zeugen von Gotthelfs geistigem Kampfe, sind Teile seines Gesamtwerkes. Wie richtig und wohlüberlegt schrieb mir doch der Verlag Breitkopf & Härtel, in dessen Auftrag ich zur Zeit eine Reihe von Supplementbänden zur alten Beethoven-Gesamtausgabe bearbeite: «Wir haben nicht nach dem Wert oder Unwert eines Stückes zu fragen, sondern einzig nach der Autorschaft. Was von Beethoven ist, gehört in die Gesamtausgabe.» Da nun der Band «Kirche und Schule» ohnehin nicht zu den umfanglichsten Bänden der Gotthelf-Ausgabe gehört, wäre eine Aufnahme der beiden ausgeschiedenen Artikel auch vom rein kommerziellen Standpunkte aus wohl zu verantworten gewesen.

Der in diesem Zusammenhange auch schon erhobene Einwand, man hätte dann folgerichtig auch die Briefe und Predigten Gotthelfs vollumfänglich vorlegen müssen, ist nicht stichhaltig. Des großen Epikers Briefe und Predigten stehen gewissermaßen außerhalb seines rein literarischen Werkes, bilden je ein Kapitel für sich und sollten in selbständigen Publikationsserien gesammelt werden, da sie als Teile der Gesamtausgabe Gotthelfs literarisches Schaffen erdrücken würden. Da solche selbständigen Serien aus kaufmännischen Überlegungen sich nicht realisieren ließen, so wurde als Notbehelf wenigstens eine Auswahl in die Gesamtausgabe der literarischen Werke aufgenommen. Es war jedoch Prof. Hunzikers Absicht, ergänzend ein genaues Verzeichnis aller Briefe und Predigten mit herauszugeben, was leider bisher ebenfalls unterblieben ist.

Jeder eifrige Sammler erstrebt Vollständigkeit. Eine unvollständige Sammlung ist ihm so viel wie eine noch unaufgelöste Dissonanz, ein noch nicht abgeschlossenes Tonstück; es fehlt der abrundende Schlußakkord. Das künstlerische Gesamtwerk eines großen Meisters aber ist weit mehr als eine Sammlung: es ist ein Stück geistiges Universum.

Willy Heß

JAPANISCHE HOLZSCHNITTE

Andô Hiroshige

Andô Hiroshige gehört seit langem zu den in Europa bekanntesten Künstlern des japanischen farbigen Holzplattendrucks. Wenn anlässlich seines 100. Todestages im Jahre 1958 eine Reihe von Büchern und Katalogen erschienen sind, so kann das als ein Zeichen für die Beliebtheit gelten, deren Hiroshige sich vor allem als Schilderer der japanischen Landschaft erfreut.

Unter diesen Neuerscheinungen kann das Buch von Professor Dr. *Dietrich Seckel* für sich in Anspruch nehmen, daß es mit beispielhafter Gründlichkeit die Tōkaidō-Serie von 1855 behandelt und dabei grundsätzliche Stil- und Kompositionsprobleme in erfreulicher Klarheit darlegt¹. Die Einzelbeschreibungen zu den ausgewählten 16 Stationen des Tōkaidō vermitteln dem Betrachter über den ästhetischen Genuß hinaus noch einen vorzüglichen Eindruck von dem geschichtlichen Hintergrund des jeweils behandelten Landschaftsthemas. Der biographische und kunstgeschichtliche Teil der Einführung entwirft in der gebotenen Kürze ein lebendiges Bild von Andô Hiroshige und stellt ihn in den größeren Zusammenhang der japanischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts. Jeder Freund der japanischen Kunst wird dieses Buch mit Gewinn lesen.

Peter Wilhelm Meister

Acht Surimono

Es ist sehr erfreulich, daß der Verlag Waldemar Klein das Buch *Acht Surimono* in einer schönen Ausführung und in ausgezeichnetem Druck neben *Hiroshiges Tōkaidō-Landschaften* herausgebracht hat². Die japanischen Holz-

¹Dietrich Seckel: *Andô Hiroshige, Tōkaidō-Landschaften, 16 farbige Tafeln*. Waldemar-Klein-Verlag, Baden-Baden 1959.

² *Acht Surimono, Einleitung und Bildbeschreibungen* von P. W. Meister. Waldemar-Klein-Verlag, Baden-Baden 1958.

schnitte bilden diejenige Gattung der japanischen Kunst, die in Europa wohl am bekanntesten ist — und doch hat die neuere Forschung auf diesem Gebiete in Japan viele Tatsachen ans Licht gebracht, die in Europa größtenteils noch unbekannt sind.

Dieses Buch macht uns mit den wenig bekannten Surimono-Drucken vertraut. Surimono sind Blätter, die im Verfahren der bekannten japanischen Holzdrucke, welche die Bewunderung der Welt genießen, hergestellt wurden und die von Dichtern oder Dichterkлубs, meist zum Neujahrsfeste, unter Liebhaber verteilt wurden. Außer zu Neujahr wurde das Surimono ebenfalls bei solchen Gelegenheiten verteilt, wenn eine größere Versammlung der Klub-Mitglieder stattfand oder die Dichter ihre Künstlernamen änderten. Die Dichter beauftragten die Maler, ihre Gedichte mit Illustrationen zu versehen, meist nach ihren Angaben, oder es kam auch vor, daß die Dichter die Illustrationen selber vornahmen.

Die in diesem Buche wiedergegebenen Surimono sind alle in Originalgröße, ein Format (Kaku-Surimono), das bei weitem am häufigsten anzutreffen ist. Es gab auch größere, meist längliche Formate. Die Surimono wurden — wie auch von P. W. Meister gewissenhaft auf wissenschaftlicher Grundlage erläutert — nicht für den Verkauf, sondern zu Geschenk- oder Tauschzwecken hergestellt und daher meistens in Luxusausführung, wobei nicht selten Gold und Silber als Farbe verwendet wurde. Ein solcher Aufwand trug dazu bei, die Technik des Holzschnittes noch weiter zu vervollkommen, so daß allein aus diesem Grunde das Gebiet der Surimono beim Sammeln und Erforschen von japanischen Holzschnitten mit in Betracht gezogen werden sollte, eine Aufgabe, die seltsamerweise noch heute von den Japanern vernachlässigt wird. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß Surimono viel eher in Europa und Amerika gesammelt werden als in Japan selbst.

Das hier besprochene Buch *Acht Suri-*

mono bringt Beispiele in geschmackvoller Auswahl, allerdings ausnahmslos alle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einer Zeit, in der das Surimono seine höchste Blüte erlangte, um etwa 1840/1850 wieder völlig zu verschwinden (das Surimono entstand Anfangs 1765, um in einigen Jahren fast in Vergessenheit zu geraten. Erst in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts ist ein gewisses Wiederaufleben des Surimono zu konstatieren. Es existiert ein Album mit über 100 Surimonos aus dem Jahre 1786, welches wahrscheinlich als Ergebnis eines umfangreichen Austausches bei einer Dichter-Versammlung entstanden ist).

Das Stückchen zarter Natur, wie sie in den Tafeln 3 und 6 zur Darstellung kommt, wird den Beifall jedes Kunstfreundes finden, insbesondere die letztere Tafel, die — wie P. W. Meister selbst erwähnt — fast wie eine originalgetreue Wiedergabe einer farbigen Malerei wirkt, selbst wenn der in der Beschreibung angegebene Blinddruck fehlt. Mit Recht sagt P. W. Meister über das Surimono, Tafel 1, aus: «Eindrucksvoller und monumentaler ließe sich wohl der majestätische, schneebedeckte Gipfel des Fuji kaum darstellen.» Dieses Bild, das von Hokkei (1780—1850) stammt, ist ein Meisterwerk, das den Bildern seines Lehrers Hokusai (1760—1849) kaum nachsteht. Der in der Morgensonne leuchtende Schnee ist in graubrauner Farbe wiedergegeben und seine gletscherartigen Zungen reichen in das zarte Blau des Morgennebels. Leider fehlt auch hier der Blinddruck, der im Original vorhanden ist, und die grünen Baumkronen, die als solche im Original gut erkennbar sind, waren wohl in dem Exemplar, welches als Vorlage für den Druck diente, zu flüchtigen Streifen geworden.

Neben Stilleben, Landschaften und Figuren fehlen in der Auswahl der Surimono auch die Legendendarstellungen nicht. Die ernsthafter interessierten Leser hätten sicherlich gerne etwas mehr über die Legenden erfahren, die in den Surimonos (Tafeln 5 und 7) zur Darstellung gelangen. Ebenfalls wird die Neugierde kaum zu unterdrücken sein, zu wissen, was die einzelnen Gedichte in Haiku (3-Zeilen-Gedichte zu je 5-7-5 Silben)

und Tanka (5-Zeilen-Gedichte zu je 5-7-5-7-7 Silben) bedeuten. Als Beispiel für eine weitere Erläuterung des Surimono, Tafel 7, sei deshalb hier noch folgendes hinzugefügt:

Das Gedicht ist in Tanka-Form, das heißt ein 5zeiliges Gedicht, dessen Zeilen je 5, 7, 5, 7, 7 Silben oder richtiger Silbenschriften haben. Es lautet:

Japanisch:

BUN WOO WA	5 Silben ³
YOKI HATSUYUME NI	7 Silben
IRITE YORI	5 Silben
TA E WA NASAJI TO	7 Silben
MUKAU ROMOU-SHI	7 Silben

Deutsch:

Seit König Wêng-Wang	5 Silben
Den glückverheißenden Traum	7 Silben
Zu Neujahr hatte,	5 Silben
Wollte er nichts andres mehr	7 Silben
Als Lü-Wang zu sich rufen.	7 Silben

Es ist hier der Bote des sagenhaften chinesischen Königs Wêng-Wang der Chou-Dynastie (ca. 1122 v. Chr.—250 v. Chr.) dargestellt, als er den Weisen Lü-Wang beim Angeln aufsucht, um ihn zum König zu bitten, der ihm die Staatsführung übertragen will. Lü-Wang hatte sich von der Welt zurückgezogen, und um eine Beschäftigung vorzutauschen, ging er täglich an den Fluß Wei, wo er seine Angel ohne Haken und Köder in das Wasser hinabließ. So konnte er in Ruhe weiter philosophieren. Dem Rufe des Königs folgend wurde er ein großer Politiker, der unter dem Namen Tai-Kung-Wang (jap. Taikôbô — übrigens heute ein japanischer Spitzname für Angler) bekannt wurde.

Vielleicht war es nicht Aufgabe des Buches, zu sehr in Einzelheiten zu gehen, aber wenn Verleger und Verfasser den Zweck verfolgt haben, den deutschsprachigen Liebhaber mit dem Surimono vertraut zu machen, so ist ihr Zweck bestens erfüllt. Es ist ein Buch, welches jedem Sammler und Liebhaber der japanischen Holzschnitte wärmstens empfohlen werden kann.

Heinz Brasch

³ Im Japanischen wird «n» als einzige Ausnahme eines alleinstehenden Konsonanten in Silbenschrift geschrieben und wird im Gedicht als eine Silbe gezählt.